

SONDERDRUCK AUS:

Gründungen

Nr. 83

JAHRBUCH
DER AKADEMIE
DER WISSENSCHAFTEN
IN GÖTTINGEN

1967



zsh 2a 016940

VANDENHOECK & RUPRECHT IN GÖTTINGEN

Wenn... geht auch im Verwehen ...
... führt in die Klarheit führen

Emp. N. S.

Das Mittelalter-Problem

VON HERBERT GRUNDMANN (München)

In Göttingen als Auswärtiger, der leider nie hier studiert oder gelehrt hat, über Mittelalter zu sprechen, ist riskant, wenn nicht vermessen. Denn Göttingen war seit langem und ist noch immer eine Hochburg nicht nur der Naturwissenschaften, sondern auch der Mittelalterforschung. Hier hat Rankes treuester Schüler Georg Waitz ein Vierteljahrhundert lang gewirkt, ehe er 1875 zur Reorganisation und Leitung der Monumenta Germaniae Historica nach Berlin ging. Er hat hier eine ganze Nachwuchsgeneration ausgebildet für die noch immer grundlegende, man darf fast sagen: exakte Methode historischer Quellenkritik und Textedition. Mehr als dreißig seiner Schüler kamen noch zu seinen Lebzeiten († 1886) auf Lehrstühle für Mittelalter- und Rechtsgeschichte an den meisten deutschen und manchen ausländischen Universitäten, auch (oft als erste dieses Fachs) in den Vereinigten Staaten Amerikas. Hier hat in der übernächsten Generation Karl Brandt fast ein halbes Jahrhundert lang geforscht und gelehrt, am bekanntesten zwar durch seine Bücher über Renaissance, Reformation, Gegenreformation, besonders sein spätes Meisterwerk über Kaiser Karl V.; aber sein nur acht Jahre älterer Lehrer Paul Kehr hatte ihn 1902 für die historischen „Hilfswissenschaften“ Diplomatie und Paläographie nach Göttingen berufen lassen, wo er an der Gründung des Archivs für Urkundenforschung, das er herausgab, und später einer deutschen Inschriftenkunde beteiligt war und zahllose Archivare und Geschichtslehrer vor allem Niedersachsens ausbildete. Paul Kehr selbst war Göttinger Student, Doktor und Ordinarius als zweiter Nachfolger von Waitz. Er hat hier mit Hilfe der Gesellschaft der Wissenschaften sein Hauptwerk begonnen und dieser Akademie als Vermächtnis zur Vollendung hinterlassen: die kritische Bearbeitung aller älteren Papsturkunden bis 1198; das von ihm gemeinsam mit Adolf von Harnack begründete einzige geisteswissenschaftlich-historische Kaiser-Wilhelm-Institut ist nun hier als Max-Planck-Institut für Geschichte wieder aufgelebt.

Das alles weiß man hier besser als ich, von den noch hier wirkenden Mediävisten zu schweigen, auch von den Mittelalter-Germanisten seit den Brüdern Grimm, von Edward Schröder und seinen Nachfolgern. Ich will mit dieser *captatio benevolentiae* nur im voraus entschuldigend sagen: man begibt sich in die Löwenhöhle, wenn man hier bei festlichem Anlaß über Mittelalter zu sprechen wagt, noch dazu gleich summarisch über das Mittelalter-Problem. Das könnte klingen, als wollte man die bisherige Erforschung dieses Zeitalters insgesamt problematisch finden und in Frage stellen, gleichsam das „sogenannte Mittelalter“ in Anführungszeichen setzen als ein Phänomen, dessen historische Wirklichkeit sich bezweifeln oder bestreiten ließe. Mit Recht hätte darob Waitz bedenklich mißbilligend die Stirn gerunzelt oder Kehr sarkastisch gespottet. Denn für diese und andere Altmeister unseres Fachs, auf deren Schultern wir stehen und nur dadurch vielleicht etwas weiter blicken können, wenn wir den von ihnen gelegten Grund nicht unter den Füßen verlieren, war das Mittelalter als Ganzes noch kein frag-würdiges Problem, so viele Einzelfragen mittelalterlicher Geschichte sie auch kritisch untersucht und oft wohl endgültig beantwortet haben. Fraglich und strittig, weil mit ihrer quellenkritischen Methode nicht eindeutig zu klären, wurden ihnen allenfalls die Grenzen dieses von ihnen erforschten Zeitraums, seine Zeitgrenzen mehr noch als seine Raumgrenzen: wann es begann und wie weit es reichte: vom Ende des weströmischen Reiches 476 oder von Chlodwigs fränkischer Reichsgründung um 500 oder schon von Konstantin d. Gr. oder erst von Karl d. Gr. und den Karolingern an bis zur Renaissance oder zur Reformation, zu Columbus oder Luther, zum „letzten Ritter“ Maximilian oder zum letzten vom Papst gekrönten Kaiser Karl V., oder ob es schon viel früher aufzuhören begann oder erst viel später von der „Neuzeit“ vollends abgelöst und überholt wurde. Zwischen dem 4. und dem 8. Jahrhundert schwankt in der Diskussion noch der letzten Jahrzehnte der Anfangstermin, zwischen dem 12. oder 13. und dem späten 17. Jahrhundert das Ende des Mittelalters. Wie wäre eine so weite Streuung der Antworten möglich und erklärlich, wenn man sich darüber einig wäre, was es ist, nach dessen Beginn und Ende da gefragt wird?

Lassen wir diese unentschiedene, nicht von außen her zu präjudizierende Grenzfrage einstweilen offen, so dürfen wir uns doch noch immer mit guten Gründen zunächst einfach an das halten, was seit anderthalb Jahrhunderten auf jedem Titelblatt unserer Quellenausgaben in den *Monumenta Germaniae Historica* steht: von 500 bis 1500. Das hat noch immer eine handgreifliche Berechtigung wenig-

! e-ke?

stens für die Erforschung der schriftlichen Überlieferung und damit der sprechendsten, vielstimmigen Zeugnisse nicht unserer frühesten, aber eben der mittleren, der mittelalterlichen Geschichte. Denn in diesem Jahrtausend zwischen rund 500 und rund 1500 sind diese Zeugnisse: Annalen, Chroniken, Bücher aller Art, Urkunden, Akten und Gesetze, auch Briefe und Dichtungen usw. ganz vorwiegend auf dauerhaft haltbarem Pergament geschrieben, nicht mehr oder nur ganz vereinzelt noch auf allzu vergänglichem Papyrus, wie größtenteils das aus der Antike Überlieferte (von ihren Steininschriften abgesehen). Wurden Papyri nicht im Wüstensand oder in luftlosen Höhlen vor dem Zerfall bewahrt und nun mehr oder weniger zufällig wieder ans Licht gebracht, so blieben mit wenigen Ausnahmen die darauf geschriebenen Texte der Folgezeit auch nur erhalten, wenn sie vor oder um 500 n. Chr. von Papyrusrollen in Pergamentcodices umgeschrieben wurden; nur dann wurden sie auch dem Mittelalter bekannt und konnten seit etwa 1500 auf Papier gedruckt einer rasch wachsenden Menge von Lesern bekannt werden. Damit soll zwar der Unterschied der Zeiten nicht einfach auf den Unterschied der jeweiligen „Beschreibstoffe“ (wie das unsre Diplomaten nennen) zurückgeführt werden. Aber man könnte versucht sein, statt der seit drei Jahrhunderten in Lehrbüchern und im Sprachgebrauch üblich gewordenen, inzwischen vielfach mit guten Gründen angefochtenen und doch auch in unserem Lehrbetrieb noch weitgehend praktizierten Dreigliederung der Geschichte in Altertum, Mittelalter, Neuzeit lieber die Bezeichnungen Papyrus-Zeit, Pergament-Zeit, Papier-Zeit vorzuschlagen, ähnlich wie man die sog. Vorgeschichte in Steinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit gliedert, auch nach dem jeweils wichtigsten Fund- und Zeugnismaterial. Unsre Gegenwart könnte man dann schon als neues Zeitalter des Funks, Tonbands und Films betrachten mit akustischer und optischer, hör- und sichtbarer statt graphisch-lesbarer Produktion, Reproduktion und Vermittlung. Welcher Unterschied der Zeiten! Gerade diese letzte, modernste Wendung läßt uns am drastischsten aus eigener Erfahrung spüren, wie unterschiedlich da jeweils außer den Voraussetzungen der Herstellung und Technik auch die Folgen, die Wirkung und Verbreitung sind und wie stark dadurch die Menschen — einige, viele oder alle — verändert werden nicht nur in ihrer Bildung oder Bildungsmöglichkeit, sondern in ihrer Mentalität und in ihrem Verhalten. Gewiß nicht alles, aber vieles in der Wandlung von antiker zu mittelalterlicher, zu neuzeitlicher und moderner Lebens- und Denkweise ließe sich wohl schon aus diesem Unterschied der Überlieferungsweise erklären oder daran ablesen, wobei es zu-

-elb? 1/2
1450, 52/10
~ 1/2?

2/1

nächst dahingestellt sein mag, was da jeweils Ursache oder Folge, Voraussetzung oder Wirkung war.

Jedenfalls hat es die wissenschaftliche Erforschung dieser Zeiten zunächst — von ihren Bauten, Kunstwerken, Münzen, Waffen und Gerät in Grabfunden und anderen „Überresten“ abgesehen — mit diesen Zeugnissen auf Stein, Papyrus, Pergament oder Papier zu tun. Sie muß aber dabei auch schon immer bedenken, von wem und für wen und was darauf geschrieben oder später gedruckt wurde, wen es erreichte, wem es da lesbar sein konnte und sollte. Insofern ist das auch schon eine Frage nach der Sozialstruktur und ihrer Wandlung, sei es als Voraussetzung oder als Wirkung.

Für die Pergamentzeit, die wir Mittelalter nennen, für ihre Erforschung, ihr Verständnis, auch ihre Begrenzung ist dieser Zusammenhang nun besonders wichtig und wohl auch besonders deutlich. Pergament ist ähnlich wie Papyrus als Naturprodukt rar und daher teuer, nicht für jedermann erschwinglich wie später Papier, vollends heutzutage als Zeitung oder Taschenbuch, und nun gar der Hör- und Sehfunk. Pergament wird immer zunächst nur in einem Exemplar beschrieben, davon höchstens (nicht immer) mehr oder weniger oft, mehr oder weniger fehlerhaft abgeschrieben, gelegentlich seit dem 13./14. Jahrhundert auch schon auf Papier, das dann aber durch maschinelle Herstellung verbilligt, bald in großen Mengen gleicher Exemplare bedruckt wird und Büchern oder Flugschriften (schon in der Reformationszeit!), Zeitungen und Zeitschriften wachsende Massenverbreitung ermöglicht. Dem Rundfunk wäre in jener Pergamentzeit allenfalls die Predigt und das „Singen und Sagen“ von Dichtung in viel engerem Kreise zu vergleichen, dem Bildschirm die Bilder auf Kirchenwänden und -fenstern, die seit Gregor d. Gr. als „Bücher der Laien“ galten.

Denn es kommt nun noch hinzu, daß in jenem Mittelalter auf das teure Pergament fast nur lateinisch geschrieben wurde — selbst die Bibel! —, in der Schrift- und Kirchen-, Urkunden- und Gelehrtensprache antiker Tradition, die nach 500 für niemanden mehr Muttersprache war. Überall mußte sie erst in der Schule aus Büchern gelernt werden, zugleich mit dem Lesen und Schreiben überhaupt. Nur wer das am Latein lernte, konnte es dann gelegentlich auch verwenden, um ausnahmsweise (erst seit dem 12./13. Jahrhundert öfters) auch das in den Volks- und Muttersprachen allen Verständliche aufzuschreiben. Latein war nirgends mehr allen verständlich; das lernten wie Lesen und Schreiben im allgemeinen nur Kleriker und Mönche, nicht die Laien vom Fürsten und Adel bis zu Bauern und Handwerkern,

nebst 102?
 27. 12. 12.
 Gr. 102!

1. 12. 12.
 1. 12. 12.

1. 12. 12.

allenfalls manche adlige, beschäftigungslose Damen — und einige Ketzer, die dem Kirchenlatein mißtrauten, erst im späteren Mittelalter die Großkaufleute für ihre Buchführung und Geschäftskorrespondenz. Andre Laien des Mittelalters lernen und brauchen das Latein so wenig wie die Schreib- und Lesekunst. Selbst Könige begnügen sich meistens mit einem Vollziehungsstrich im vorgezeichneten Monogramm ihrer Urkunden wie heutzutage große Geschäftsleute und Bürokraten mit ihrem Unterschriftsschnörkel; für das übrige haben sie ihre Schreibkräfte, damals klerikale Schreibkräfte, die das ihnen Diktierte ins Latein übertrugen, das von ihnen Gelesene beim Vorlesen übersetzen konnten.

Für die Mittelalterforschung besagt das alles, daß sie mit einer sehr einseitigen Überlieferung ganz überwiegend lateinisch von Klerikern und Mönchen geschriebener Bücher und Urkunden rechnen muß. Deren ursprünglicher Wortlaut muß überdies, da das Original oft nicht erhalten ist, aus genauem Vergleich aller in Bibliotheken und Archiven aufzuspürenden Abschriften erst rekonstruiert werden. Daran hat sich die strenge Methode historischer Quellenkritik und -edition entwickelt und geschult, nach dem Vorbild der klassischen Philologen, die ihre antiken Texte großenteils (wie gesagt) auch nur aus mittelalterlichen Abschriften auf Pergament kennen und durch Vergleich der Lesarten den Urtext erschließen müssen. Nicht viel anders die Germanisten, Romanisten usw., seitdem ihre volkssprachliche Laiendichtung zur „Literatur“ wurde, d. h. auch aufgeschrieben für Leser, nicht mehr nur vorgetragen für Hörer, und noch nicht in vielen Exemplaren gleichzeitig und gleichmäßig gedruckt. Wie aber Literarhistoriker nicht vergessen sollten, daß es vor und neben dieser schriftlich überlieferten „Literatur“ immer auch ungeschriebene Dichtung und Sage gab — wie hätte sonst z. B. das Nibelungenlied über Gestalten und Ereignisse des 5. Jahrhunderts um 1200 neu gedichtet (keineswegs „erdichtet“) und nun erst auch aufgeschrieben werden können? —, so darf der Historiker nie vergessen, daß den allermeisten Laien des Mittelalters seine uns bekannte, von uns erforschte Schriftüberlieferung nicht unmittelbar zugänglich und lesbar war, uns wiederum nicht ihre eigene, reiche und vielfältige mündliche Überlieferung, auch die Rechtsüberlieferung, die höchstens sporadisch und spät aufgezeichnet wurde, in ihrer eigenen Sprache wiederum erst seit dem 13. Jahrhundert. Bedenkt man das nicht, so ergibt sich allzu leicht ein nicht nur einseitiges, sondern falsches Bild von diesem Mittelalter, seiner Eigenart, vom „Wesen des Mittelalters“, wie man gern sagt, auch von seinen Wandlungen und Nachwirkungen.

Sp. in Gf. 1000
 in Gf. 1000
 Typis, 1 Ma. 20

el'e n p's
 822: e Ma
 in Gf. 1000!
 13. Ma. 20
 se Gf. 1000!

Erfordert demnach dieses Jahrtausend schon wegen der Eigenart seiner Pergament-Überlieferung eine besondere, methodisch besonnene Erschließung und Verwertung seiner schriftlichen Zeugnisse, so hat diese Zeit doch von jeher auch aus ganz anderen, wechselnden Gründen eine Sonderstellung im allgemeinen Geschichtsbild. Sie galt ihren Zeitgenossen ziemlich einhellig als Endphase des mit Christus beginnenden, bis zu seiner Wiederkunft zum Jüngsten Gericht am Weltende dauernden letzten Zeitalters der Welt- und Heilsgeschichte. Statt dessen erschien sie den Humanisten und den Reformatoren seit der Wende zum 16. Jahrhundert als ein Mittel-Alter zwischen einer nun neu gesehenen, höher gewerteten Antike oder der christlichen Frühzeit und einer nun anbrechenden, das Alte erneuernden und dadurch besseren Zeit, ihrer „Neuzeit“. Vollends Rationalisten und Aufklärer des 18. Jahrhunderts sprachen geringschätzig-verächtlich vom „dunklen, finstern Mittelalter“, wie es noch heute nicht nur populärer Sprachgebrauch ist; auch sehr gelehrte Naturwissenschaftler halten oder hielten wenigstens bis vor kurzem dieses Mittelalter zumeist nur für eine lange Unterbrechung, Verkennung und Mißachtung dessen, was in der Antike „schon bei den alten Griechen“ oder gar Babyloniern längst verheißungsvoll begonnen hatte und dann endlich um und nach 1500 wiederentdeckt, wiederaufgenommen und nun erst stetig weitergeführt wurde bis zu uns hin. Aber nach der Aufklärung und gegen sie, mit Vorklängen bei Herder, dem jungen Goethe und anderen, war ein ganz neuer Ton aufgekommen, als Novalis, der Herrnhuter-Sohn Friedrich von Hardenberg, 1799 einen (damals nicht veröffentlichten) Essay über „Die ‚Christenheit‘ oder ‚Europa‘“ mit den Sätzen begann: „Es waren schöne, glänzende Zeiten, wo Europa ein christliches Land war, wo eine Christenheit diesen menschlich gestalteten Weltteil bewohnte; ein großes gemeinschaftliches Interesse verband die entlegensten Provinzen dieses weiten geistlichen Reichs“ usw. — plötzlich verklärende Bewunderung statt Verachtung des Mittelalters aus Sehnsucht nach verlorener Einheit und Gemeinsamkeit. Romantiker, katholisch oder nicht, nahmen diesen Ton auf, schwärmten für das vorher mißachtete Mittelalter (oder was sie dafür hielten), für Gotik und altdeutsche Malerei, Minnesang und Ritterepik bis zu Volksbüchern, Burgruinen, Butzenscheiben, Klosterbrüdern. Zunächst war das mehr poetisch und fromm als politisch oder gar wissenschaftlich. Nach der Auflösung des alten Reiches unter Napoleons Druck kam aber in Deutschland die Sehnsucht nach Erneuerung auch der mittelalterlichen Reichseinheit hinzu, ein Impuls auch für die Planung der *Monumenta Germaniae Historica* durch den Reichsfreiherrn vom Stein 1819, und man darf

kurz sagen: so wurde auch Mittelalterforschung daraus. Noch Wilhelm Giesebrechts darauf beruhende, viel gelesene „Geschichte der deutschen Kaiserzeit“ versprach im ersten Vorwort von 1855, „das innere Wesen und die eigenthümliche Gestalt jener fernen Zeit kennenzulernen, in der einst das einige, große, mächtige Deutschland eine Wahrheit war“, und „an der Hand der Geschichte die Bedingungen zu ergründen, unter denen das deutsche Volk damals einen weltbeherrschenden Einfluß gewinnen und durch Jahrhunderte behaupten konnte“. Schon vier Jahre später warnte zwar der national-liberale Kleindeutsche Heinrich von Sybel vor diesem Vorbild als einem verhängnisvollen Irrweg des Mittelalters zum Universalreich statt zum Nationalstaat, und jahrzehntelang auch noch nach Bismarcks Reichsgründung wurde darüber von Historikern und Publizisten disputiert, ohne daß die kritische Mittelalter-Forschung, Georg Waitz und seine Monumentalisten, sich davon wie auch von romantischer Schwärmerei beirren ließen. Wenn aber Waitz 1862 eine Besprechung jener Kontroverse in den „Göttingischen Gelehrten Anzeigen“ mit dem Wunsch schloß, „daß unsere historische Wissenschaft von den Strömungen und Wünschen der Gegenwart unbeirrt bleibe“, so verkannte er seinerseits den unvermeidlichen, inhärenten und vitalen Zusammenhang zwischen der jeweiligen Gegenwart und ihrem Interesse an der Geschichte, ihrem Bild und ihrer Beurteilung der vergangenen, zu ihr hinführenden Geschichte, mit deren Fortgang sich das Vergangene im Rückblick anders darstellt. Die Frage ist vielmehr, ob und wie sich in voller Kenntnis alles aus der Überlieferung Wißbaren, mit kritischer Methode sicher Feststellbaren und bereits Erforschten — und davon gibt es stetig zunehmend Vieles gerade auch in der mittelalterlichen Geschichte — diese ferne Vergangenheit nicht nur um ihrer selbst willen, so merkwürdig sie sein mag, sondern auch und vor allem in ihrer Bedeutung und Wirkung für die Folgezeit, für den Weitergang der Geschichte bis zu uns hin und darüber hinaus begreifen läßt und zum rechten Verständnis unserer eigenen Gegenwart und ihrer Zukunftsmöglichkeiten führen kann. Sonst wäre diese Wissenschaft mit aller ihrer Bemühung ein Selbstzweck, gewiß reizvoll, sogar faszinierend für Kenner, Liebhaber und Spezialisten, aber schließlich auch entbehrlich, wie sie nun vielen Zeitgenossen, sogar manchen Schul- und Universitäts-Reformern offenbar erscheint. Warum sie uns dagegen mehr und mehr, je besser wir sie kennenlernen, unentbehrlich wird zu unserem Selbst- und Gegenwarts- und Weltverständnis, soll hier wenigstens kurz erläutert und begründet werden.

we auf
Schwige!

Wäre nämlich dieses Mittelalter wirklich nur eine lange Unterbrechung oder Störung einer Kulturentwicklung von der Antike zur Neuzeit, so dürften wir rasch und summarisch darüber hinwegsehen; aus der Antike wäre mehr für uns zu lernen; im Mittelalter wären vornehmlich frühe Ansätze zur modernen Welt zu beachten, Anfänge oder Vorformen des modernen Staates, des europäischen Staatensystems, „Renaissancen vor der Renaissance“ u. dgl., wie das oft genug geschah. Wäre es dagegen eine eigenwertige, in sich geschlossene Welt für sich, „die Welt“ oder „der Kosmos des Mittelalters“, wie man neuerdings gern sagt, gläubig, kunstreich, einheitlich wie das Wunschbild von Novalis und neueren Fürsprechern für die Einheit von Christenheit und Europa, so müßte man sich nur verwundert fragen, wer oder was denn diese schöne Einheit zerstört hat von innen oder von außen, warum sie verging und zerbrach, nicht blieb, wie sie war. Oder wäre das Mittelalter nur eine typische Durchgangs-Phase jeder Kulturentwicklung, wie man zeitweise gern vergleichend-analog auch von einem griechischen Mittelalter sprach oder vom indischen, chinesischen Mittelalter usw., warum ist dann keines von ihnen übergegangen, ausgemündet oder umgeschlagen in eine gleicherweise mit der europäischen vergleichbare Neuzeit? Warum sind statt dessen alle anderen, älteren Kulturen oder was von ihnen weiterlebte, oft nach langer Stagnation, in eine von Europa ausgehende Weltkultur oder -zivilisation eingemündet, wohl mit manchen eigenen Traditionen, aber umgeprägt und überformt von europäischer Wissenschaft, Wirtschaft und Technik, auch Ideologie, marxistisch oder kapitalistisch und nationalistisch, zumeist sogar auch von europäischer Kleidung? Da muß doch ein grundlegender Unterschied sein zwischen dem, was aus dem europäischen Mittelalter hervorging, was aus ihm wurde, und den Nachwirkungen, Folgen, Folgezeiten anderer „Mittelalter“, wenn es sie gab: nirgends sonst eine Neuzeit wie die europäische, sondern diese schließlich auch für alle andern, für alle Welt.

Neuerdings fordern manche Historiker eine Ausweitung unseres allzu „europazentrischen“ Geschichtsbildes. So berechtigt das in mancher Hinsicht sein mag, was kann es aufs Ganze gesehen heißen, als daß man begreifen lernt, wie und warum auch die übrige Welt schrittweise seit der Entdeckungs- und Kolonialzeit wenn nicht schon früher (durch Missionare und Kaufleute, die schon im 13./14. Jahrhundert bis nach China kamen) „europäisiert“ worden ist? Die hier entscheidende Frage ist, ob das erklärlich, verständlich zu machen wäre, wenn man nicht die Voraussetzungen dafür schon im europäischen Mittelalter und seiner von aller anderen Geschichte abweichenden Eigenart sieht.

Bisher wurde, wenigstens von Mediävisten, mehr danach gefragt, wie dieses Mittelalter geworden, wie es zu ihm gekommen ist, als danach, was daraus geworden und hervorgegangen ist. Längst ist es unbestrittene *communis opinio*, daß an der „Geburt des Abendlandes“, seiner Grundlegung oder Gestaltung, seinem Werden, an der „Entstehung Europas“, „The Making of Europe“ (oder wie sonst solche Buchtitel heißen) drei Hauptfaktoren beteiligt sind: antike Tradition, Christentum, Germanentum. Nur über das Maß und die Wirkung ihres Anteils, über ihre Kontinuität oder Verwandlung — Christianisierung der Germanen oder Germanisierung des Christentums wie vorher dessen Romanisierung usw. — wurde viel diskutiert, fast immer so, als sei daraus eine neue Einheit geworden, eine Synthese oder eine Art Amalgam, als hätten sich diese drei Zuflüsse mit noch manchen späteren „Einflüssen“ zum weiteren „Strom der Geschichte“ vereinigt. Dabei wird nicht immer bedacht, daß keineswegs die ganze antike Tradition ins abendländische Mittelalter einmündete, sondern zunächst nur die römisch-lateinische und was sie ihrerseits von der griechischen aufgenommen hatte. Es sollte uns doch verwundern, daß im Mittelalter nicht etwa die Griechen, sondern die Trojaner den Franken und anderen Stämmen als ihre Vorfahren galten, ebenso wie den Römern Vergils, dessen Aeneis immer bekannt blieb, als Schulbuch und als Muster für neue Dichtung benutzt. Allenfalls konnte Widukind von Corvey seine Sachsen für Nachkommen des Alexander-Heeres halten; denn Alexander d. Gr. kommt in der Bibel vor. Es gibt daher — um wenigstens ein Symptom zu erwähnen — viele mittelalterliche Alexander- wie Aeneas- und Trojadichtungen. Homer dagegen war so gut wie unbekannt, Sokrates auch, vollends Perikles und die attische Demokratie, die ins Mittelalter der Erb- und Geblüts-Monarchien auch schlecht gepaßt hätte. Es kennt nicht Herodot und Thukydides, nicht die griechischen Tragiker oder Aristophanes, Platon nur sehr teilweise oder indirekt. Aristoteles lernt es (außer seinen von Boethius um 500 ins Latein übersetzten Logik-Schriften) erst im 12./13. Jahrhundert kennen und als „den Philosophen“ schätzen, und zwar durch Vermittlung der Araber im islamischen Spanien. Denn im Islam hat man viel früher als im christlichen Abendland altgriechische Philosophie und Wissenschaft gekannt und benutzt — und doch ist dort kein schöpferisch weiterführendes Denken daraus erwachsen (oder früh erstarrt). Noch weniger in Byzanz, obgleich da immer alle diese griechischen Dichter, Denker, Geschichtsschreiber bekannt blieben, gelesen wurden, vieles sogar kommentiert; aber fruchtbar für eigenes Schaffen wurden sie dort nicht wie im lateinischen Mittelalter Vergil oder Horaz

und Ovid, Cicero oder Seneca, Livius oder Sallust und viele andre Lateiner. Byzanz ist überhaupt der Probefall dafür, daß Antike und Christentum allein — beides dort stetiger fortbestehend als im lateinischen Westen, wie übrigens das Kaisertum auch und das römische Recht — doch kein „produktives Mittelalter“ ergaben (wenn man kurz so sagen darf), auch keine Renaissance oder Reform und Reformation erlebten. Daraus schloß schon 1903 Carl Neumann, Historiker, Byzantinist und Kunsthistoriker, Schüler und Verehrer Jacob Burckhardts, in einem damals Aufsehen und Widerspruch erregenden Vortrag über „Byzantinische Kultur und Renaissance-Kultur“, daß demnach erst das in Byzanz fehlende, von dort früh nach Westen abgedrängte germanische (oder wie er sagte: barbarische) Element in seiner Verbindung mit Christentum und antikem Erbe geschichtswirksam und kulturschöpferisch geworden sei. Als Carl Neumann 1934 starb, mußte er gerade noch erleben, wie kraß sich dieser Gedanke verzerren und mißbrauchen ließ. Aber deshalb sollte man ihn doch nicht ganz verdrängen und verpönen. Jedenfalls zeigt der Vergleich mit Byzanz, daß antikes und christliches Erbe auch zusammen noch nicht genügten, um dem abendländischen Mittelalter sein eigentümliches Gepräge zu geben.

Seine lateinische, überwiegend klerikale Pergament-Literatur könnte das allenfalls denken lassen. Denn sie läßt am wenigsten spüren und macht es nicht leicht verständlich, wie stark und unablässig dieses Mittelalter sich trotz solcher permanenter Traditionen gewandelt und differenziert hat seit seiner Frühzeit im weit ausgreifenden, bald zerklüfteten und entkräfteten Frankenreich erst der Merowinger, dann der neuordnungs-willigen Karolinger, die doch trotz Kaisertum und Bund mit der römischen Kirche seine Einheit nicht wahren konnten. Sein politisches Erbe beansprucht neben dem deutsch-italienisch-burgundischen Reich der Ottonen, Salier, Staufer in Rivalität mit ihm das kapetingische Frankreich, während in den Randländern Europas das England der Angelsachsen, Normannen, Anjou-Plantagenets, die skandinavischen Königreiche, die spanischen der Reconquista, die Slawenländer im Osten aufstrebten: welche Vielfalt spätmittelalterlicher Königs- und Fürstenstaaten, und dazwischen schon Republiken wie die Schweizer Eidgenossenschaft oder Venedig! Ähnliche Wandlungen in allen Lebensbereichen: Erst Königspfalzen, dann Adels- und Ritterburgen, schließlich Bürgerstädte. Anfangs überall grundherrliche Agrarwirtschaft des Adels und der Klöster, zuletzt schon Frühkapitalismus der Großkaufleute von Florenz, Augsburg und Nürnberg, Lübeck und der Hanse. Mit eigens aufgebotenen Panzerreitern mußte Karl Martell 732 bei Tours und Poitiers die Araber, König Heinrich I.

933 an der Unstrut die Ungarn zurückschlagen; käufliche Söldnerführer mit ihren gefürchteten „Brabanzonen“ verdingten sich schon im 12. Jahrhundert den Herrschern Deutschlands und Italiens, Frankreichs und Englands; farbenprächtige Ritterheere wurden 1346 bei Crécy, 1415 bei Azincourt von englischen Bogenschützen zusammengeschossen, und schon im 14./15. Jahrhundert knallen die ersten Handfeuerwaffen und Geschütze. Kaum geringer, nur weniger bemerkbar für alle, durch Buchtradition leicht verschleiert, sind die Abstände von der Hofakademie Karls d. Gr. über Kloster- und Domschulen zu den ersten Universitäten des 12./13. Jahrhunderts, von deren eigener Traditionsbildung manches bis zu modernen Universitäten in aller Welt nachwirkt. Welche Wandlungen allenthalben, auch — für jedermann noch sichtbar — von karolingischer bis zu spätgotischer Kunst, sogar auch Schrift: mußte doch noch im Druck bis in jüngste Zeit die von Humanisten erneuerte, weil für römisch-antik gehaltene Karolingerschrift mit der als besonders deutsch geltenden spätgotischen Schriftform rivalisieren.

Wie schwer ist dies alles auf einen gemeinsamen Nenner, unter den einen Begriff Mittelalter zu bringen! Seine lateinische Kleriker-Literatur aber, auf deren Zeugnisse über all dies wir doch zumeist angewiesen sind, blieb in Sprache, Formen und Gehalt stetiger, konformer, traditionsverhafteter, so daß nicht immer leicht auf den ersten Blick jeder Text des späteren Mittelalters von einem der Karolingerzeit zu unterscheiden ist. Sie erweckt wie alle kirchliche Tradition am ehesten den Anschein geschlossener, beständiger Einheit und Einheitlichkeit. Sie suggeriert auch nachhaltig die falsche Vorstellung, als sei dieses lateinisch-katholische Europa allein „die Christenheit“ gewesen, deren anderer, griechisch-orthodoxer Zweig mit einer Art „Alleinvertretungsanspruch“ als schismatisch mißachtet, wenn überhaupt noch zur Kenntnis genommen wurde, wie der griechische Teil des antiken Erbes auch erst allmählich wieder in Sicht kam. Insofern war das vom Mittelalter uns schriftlich überlieferte, lange nachwirkende Geschichts- und Weltbild in der Tat allzu „europazentrisch“, als sei alle ältere, beachtenswert-relevante Geschichte ins abendländische Mittelalter eingemündet — oder von ihm unterbrochen worden, wie nachher Humanisten und Aufklärer meinten.

Daß sich der Blick dann öffnete und weitete, ist jedoch nicht erst die Folge früh-neuzeitlicher Entdeckungen anderer Erdteile, Denkweisen und Literaturen (voran der griechischen), sondern es ist das weiterwirkende Ergebnis, wenn man so will: das Verdienst dieser mittelalterlichen Entwicklung selbst. Ihre wahrhaft weltgeschichtliche

Bedeutung und Wirkung wird sich erst ermessen lassen, wenn man begreifen lernt, wie daraus die Folgezeit hervorgehen konnte bis zu unserer modernen Welt hin. Dieses zentrale „Mittelalter-Problem“ ist hier gewiß nicht zu „lösen“, nur vielleicht deutlicher als bisher zum Bewußtsein zu bringen durch die Frage, warum denn jenes Mittelalter nicht blieb und dauerte, wie es vermeintlich so einheitlich-geschlossen war und selbst zu sein glaubte oder glauben wollte als „letztes Zeitalter“ der Welt- und Heilsgeschichte vor dem Weltende. Jeder Bedrohung von außen — durch Araber und Sarazenen, Ungarn und Tataren, zuletzt noch durch die Türken, denen Byzanz erlag — hat das Abendland sich doch noch immer erwehrt. Die einzige aus dem griechisch-slawischen Osten kommende Gefährdung seiner Glaubenseinheit durch die von den Bogomilen ausgehende Katharer-Sekte wurde unschädlich gemacht durch Albigenser-Kreuzzüge und Inquisition, bis sie um 1300 ohne spürbare Nachwirkung erlosch.

Sonst aber kam aller Zwiespalt, alle Gefährdung der Einheit, alle Differenzierung und Wandlung des Abendlandes immer von innen aus seinen eigenen Kräften und Traditionen, aus deren spannungsreichen Gegensätzen und Widersprüchen. Man wird darin nicht nur — wie es Zeitgenossen immer nahelag — Verfall und Auflösung beklagen dürfen oder die allzu menschliche *mutabilitas rerum* (die der salier- und stauferverwandte Zisterzienser und Bischof Otto von Freising in seiner Weltchronik um 1150 für ein Zeichen des nahenden Weltendes hielt), sondern die weitertreibende Produktivität gerade dieser in ständiger Auseinandersetzung wachsenden Vielfältigkeit erkennen müssen. Das bahnt sich in der Mittelalter-Forschung längst an, seit man nicht mehr wie Georg Waitz in der Verfassungsgeschichte nur oder vornehmlich den fortschreitenden Zerfall vermeintlich einheitlicher Institutionen des ganzen Frankenreiches sieht, nicht mehr jeden Thronstreit und vollends das Interregnum nach der Stauferzeit als frevelhafte, eigensüchtige Störung der Reichseinheit betrachtet, seit der Investiturstreit nicht mehr als von Reformern und Päpsten oder von Simonisten und machtsüchtigen Kaisern verschuldete Sprengung der alten kirchlichen Einheit von Regnum und Sacerdotium gilt, seit die Zergliederung des einheitlich benediktinischen Mönchtums in eine Vielzahl verschiedenartiger Orden nicht mehr nur aus Entartung älterer Klöster auch nach jeder Reform erklärt wird, Ketzerei nicht aus dogmatischer Irrlehre und Feindschaft gegen das Christentum. Das keimt alles widersprüchlich aus dem Samen abendländischer Traditionen, die nicht so einheitlich und vereinbar waren, wie man damals und später gern glauben wollte. Gerade aus der Aufnahme antiken und christlichen

Erbes durch germanische, auch keltische und slawische Völker ergab sich auf lange Sicht wohl mehr Spannung und Unruhe als harmonisch beständige Einheit. Alle sollten und wollten nun zwar Christen sein, lernten lateinische Gebete, folgten römisch-kirchlichen Geboten, Lehren, Bräuchen, falls nicht eigensinniges Verständnis der Evangelien und Apostelschriften zur Ketzerei führte; alle Ketzer glaubten jedoch erst recht Christen zu sein, nannten sich oft „gute Christen“, ja „gute Menschen“. Aber Adel germanischer Herkunft (wie es ihn in Byzanz nicht gab!) glaubte ebenso überzeugt, seine Könige voran, allein herrschaftsberechtigt zu sein mit angeborenem, sakral-unantastbarem Erbanspruch auf Herrschaft und Besitz. Aus der Bibel war das allenfalls mit alttestamentlichem David-Königtum zu begründen, wie seit den Karolingern üblich. Im Neuen Testament fehlt sogar das Wort Adel, und Jesus sagt seinen Jüngern (Luk. 22, 55f.): „Die Könige der Völker herrschen über sie, und ihre Gewalthaber heißt man gnädige Herren; ihr aber nicht also, sondern der Größte unter euch werde wie der Geringere und der Vornehme wie ein Diener.“ Trotzdem kamen auch Kirchen und Klöster unter Königs- und Adelherrschaft, bis Reformierer sich dagegen auflehnten — nicht jedoch gegen reichen Kirchen- und Klosterbesitz, ehe Franz von Assisi und ihm Gleichgesinnte auch dem Besitz absagten und sich zu freiwilliger Armut bekannten, weil Christus zum reichen Jüngling gesagt hatte (Matth. 19, 21): „Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe, was du hast und gib's den Armen“; denn ein Reicher komme schwerer ins Gottesreich als ein Kamel durch ein Nadelöhr, Mammonsdiens sei unvereinbar mit Gottesdienst. Gleichwohl und trotz Augustins Mahnung: *Christiani non negotiantur* blieb im christlichen Abendland nicht lange Handel und Geldgeschäft den Juden oder Syrern überlassen; christliche Kaufleute bereicherten sich daran nach Kräften, längst ehe Jakob Fugger — anfangs zum Geistlichen bestimmt und erzogen! — mit gutem Gewissen glaubte sagen zu können, er sei „reich durch Gottes Gnaden, jedermann ohne Schaden“, wie die Könige „von Gottes Gnaden“ zu herrschen glaubten.

Wie reimt sich das alles? Eben weil sich vieles Hergebrachte nicht oder schwer in Einklang miteinander bringen ließ, wurde durch Widersprüche früh neben immer neuem Reformwillen auch das Nachdenken geweckt und aus bloßer autoritätsgläubiger Tradition aufgerüttelt.

Einerseits versuchte schon ein Zeitgenosse Ottos von Freising, der Prämonstratenser und Bischof Anselm von Havelberg, die häufigen, für viele beunruhigenden Neuerungen und die dadurch verwirrend wachsende Vielfältigkeit trotz Glaubenseinheit in der Kirche Gottes als dessen pädagogischen Heilsplan zu verstehen, der die im Gewohnten

erlahmenden Menschen immer wieder durch Neues ansporne. Der wenig jüngere Abt und Ordensgründer Joachim von Fiore, den viele Franziskaner dann für den Propheten ihres Ordens hielten, erwartete sogar nach allen Wandlungen der Kirche Christi, die einst die alttestamentliche Zeit Gott-Vaters ablöste, bald den Anbruch eines neuen, dritten Zeitalters des Heiligen Geistes mit einer Geist-Kirche; noch Lessing meinte ein Jahr vor seinem Tode in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts“ (1780), dieser Gedanke sei „vielleicht keine so leere Grille“ gewesen, nur zu kurzfristig in seiner Erwartung. Sie ließ das Bemühen um Verständnis der Geschichte und ihres Fortgangs auch über die eigne Gegenwart hinaus nie wieder zur Ruhe kommen.

Andrerseits führte die Erörterung mindestens scheinbarer Widersprüche zwischen den biblisch-patristischen Autoritäten seit Abaelards „*Sic et non*“ zur dialektischen Methode der Scholastik, die Suche nach der „*Concordantia discordantium canonum*“ (wie der Bologneser Kamaldulensermonch Gratian um 1140 sein Lehrbuch des Kirchenrechts nannte, das zum Grundstock des bis 1917 geltenden *Corpus iuris canonici* wurde) zur Kanonistik. Beides nebst dem Studium des nirgends mehr geltenden, doch seit dem Investiturstreit wieder beachteten altrömischen Rechts in der Kodifikation Justinians führte zur Entstehung von Universitäten, zunächst in Paris und Bologna. Dort ließ sich trotz kirchlicher Verbote auch das Studium der Aristoteles-Schriften, die man im islamischen Spanien oder in Byzanz aufspürte und übersetzte, und anderer griechischer, arabischer, jüdischer Philosophie und Wissenschaft nicht unterbinden, obgleich ihre Vereinbarkeit mit dem christlichen Weltbild alsbald strittig wurde. Der erstaunliche Scharfsinn, der dabei aufgeboten, im Disput herausgefordert wurde, hat das abendländische Denken durch Jahrhunderte so geschult und geschärft, daß man sich fragen darf, ob ohne die oft verlästerte Begriffs-Spalterei der Scholastiker spätere Physiker je Atome zu spalten gelernt hätten. Jedenfalls sind „Vorläufer Galileis im 14. Jahrhundert“ (Anneliese Maier, 1949) der neueren Forschung wieder sichtbar geworden, und sie weiß, was etwa Leonardo da Vinci und noch Galilei von spätscholastischer Naturforschung kannten und keineswegs mißachteten, sondern nutzten.

Nirgends trennt da eine scharfe Grenze Mittelalter und Neuzeit; jenes führt, ja drängt zu dieser, wenn auch wiederum in Spannungen und Auseinandersetzungen, die seit eh und je, nicht erst in der Renaissance- und Reformationszeit, das wirksamste, weitertreibende Ferment und *Movens* abendländischer Geschichte waren. Denn sie war und wurde keine in sich geschlossene Kultureinheit, sondern span-

nungsgeladen, widerspruchsvoll, vielstimmig trotz alles Einheitswillens und -glaubens. Vom „Wesen des Mittelalters“ zu sprechen, als müßte diesem ihm nachträglich gegebenen Namen ein ihm eigentümliches Wirklich-Sein, eine „Wesenheit“ mit spezifischen Merkmalen entsprechen, wäre ein Rückfall in das, was bei mittelalterlichen Theologen und Philosophen als „Realismus“ bezeichnet wird, Begriffsrealismus im Unterschied zum „Nominalismus“, der sich auch schon im Laufe des Mittelalters der eigenen Denk- und Begriffsbedingtheit bewußt wurde. Statt durch Erforschung des Mittelalters, als sei sie Selbstzweck, nur rück- oder aufschauend dessen Eigenart und „Wesen“ ergründen zu wollen, gilt es, aus der Pergament-Überlieferung dieses Jahrtausends, die besondere Methoden ihrer Erschließung und dazu das Sonderfach der „Mediävistik“ erfordert, Verständnis zu gewinnen für die Voraussetzungen, Grundlagen und bewegenden Kräfte aller weiteren, auch noch der heutigen und künftigen Geschichte nicht nur Europas. Nur so wird das Mittelalter-Problem in weltgeschichtlichem Zusammenhang zu klären sein.

